

www.e-rara.ch

Sängerkrieg in Tirol

Steub, Ludwig

Stuttgart, 1882

Zentralbibliothek Zürich

Shelf Mark: 42.616

Persistent Link: <https://doi.org/10.3931/e-rara-70871>

III.

www.e-rara.ch

Die Plattform e-rara.ch macht die in Schweizer Bibliotheken vorhandenen Drucke online verfügbar. Das Spektrum reicht von Büchern über Karten bis zu illustrierten Materialien – von den Anfängen des Buchdrucks bis ins 20. Jahrhundert.

e-rara.ch provides online access to rare books available in Swiss libraries. The holdings extend from books and maps to illustrated material – from the beginnings of printing to the 20th century.

e-rara.ch met en ligne des reproductions numériques d'imprimés conservés dans les bibliothèques de Suisse. L'éventail va des livres aux documents iconographiques en passant par les cartes – des débuts de l'imprimerie jusqu'au 20e siècle.

e-rara.ch mette a disposizione in rete le edizioni antiche conservate nelle biblioteche svizzere. La collezione comprende libri, carte geografiche e materiale illustrato che risalgono agli inizi della tipografia fino ad arrivare al XX secolo.

Nutzungsbedingungen Dieses Digitalisat kann kostenfrei heruntergeladen werden. Die Lizenzierungsart und die Nutzungsbedingungen sind individuell zu jedem Dokument in den Titelinformationen angegeben. Für weitere Informationen siehe auch [Link]

Terms of Use This digital copy can be downloaded free of charge. The type of licensing and the terms of use are indicated in the title information for each document individually. For further information please refer to the terms of use on [Link]

Conditions d'utilisation Ce document numérique peut être téléchargé gratuitement. Son statut juridique et ses conditions d'utilisation sont précisés dans sa notice détaillée. Pour de plus amples informations, voir [Link]

Condizioni di utilizzo Questo documento può essere scaricato gratuitamente. Il tipo di licenza e le condizioni di utilizzo sono indicate nella notizia bibliografica del singolo documento. Per ulteriori informazioni vedi anche [Link]

III.

Der zweite Sommer.

Von Keuti nach Brunnek. Hermann von Giln.

In München begann ich nun wohl allerlei Tirolensia zu lesen, den Notizenvorrath, den ich in diesen zwei Monaten gesammelt, zu verarbeiten und an meinem Buche anzufangen, allein ich wurde von dieser Aufgabe mehr und mehr abgezogen, denn ich fühlte immer deutlicher, daß mir's die rhätischen Namen angethan, die Altrans, Sistrans, Azams, die Billanders, Belthurns, Gufidaun u. s. w., die mich denn auch aus ihrem Banne so bald nicht wieder entlassen sollten. „Ich glaubte in ihnen die letzten Worte längst untergegangener Völker zu hören und es war mir, als müßte sich dem, der ihre Sprache verstehen lernte, ein großes Geheimniß aus uralter Geschichte erschließen.“

Das Verstehen gieng aber nicht so schnell, oder vielmehr es gieng gar nicht. Nach den alten Gewährsmännern waren die Rhätier, die einstigen Vorfahren der jetzigen Tiroler, Vorarlberger und Graubündner, verschlagene

Etrusker gewesen, die sich aus den Ebenen am Po vor den Kelten in die Alpen geflüchtet, und der Schlüssel zur Erklärung jener Ortsnamen mußte daher in Etrurien zu finden sein. Ich trug also von der Bibliothek eine Menge dicker Bücher nach Hause, die sonst kein vernünftiger Mensch zu lesen pflegt, wie Lanzi, Vermiglioli und viele andere. Ich studirte die zahllosen etruskischen Inschriften, sammelte und notirte mit einem Eifer, der eines praktischen Zieles würdig gewesen wäre und brachte mit der Zeit denn doch heraus, daß jene Namen etruskische Formen, Bildungen, Suffixe an sich tragen und daher von etruskischen Stämmen ausgehen müssen. Was sie bedeuten, war jedoch nur höchst selten klar zu stellen, denn die alten Etrusker haben ihre Sprache so einzurichten gewußt, daß sie wohl nie mehr verstanden werden wird. Während man jetzt die Hieroglyphen und die Keilschriften gleichsam vom Blatte herunter liest, ist der seitdem verstorbene Professor Corssen, der das Etruskische in zwei schweren Bänden (1874) erklärt zu haben glaubte, bereits wieder abgethan und Konrektor Dr. Deede zu Straßburg, sein siegreicher Widersacher, gibt sehr wenig Hoffnung, daß jene Inschriften je erklärt werden können. Das Ergebnis meiner winterlichen Studien, die sich aber über den Frühling hinaus und bis in den Sommer hinein erstreckten, war übrigens eine kleine Schrift, welche unter dem Titel: Ueber die Urbewohner Rhätiens und ihren Zusammenhang mit den Etruskern — im Juli 1843 zu München herauskam.

Der zweite Sommer in Tirol begann am ersten August 1843 zu Reuti im Lechthale. Dorthin kam, wie verabredet, auch Friedrich Lentner, denn wir wollten einmal einen Weltgang zusammen thun. Den Sommer eröffnete ein heiterer Abend. Die Herren von Reuti hatten uns nämlich sehr liebreich aufgenommen und der Registrar von Lutterotti, ein berühmter Volksdichter, trug seine Poesien vor, darunter den „Markt von Finst,“ der uns völlig hinriß. Wir baten uns eine Abschrift nehmen zu dürfen, was aber damals wegen politischer Gefährlichkeit verweigert wurde. Im Nachmärz sind die trefflichen Dichtungen gedruckt erschienen, leider mit einer Orthographie des Dialekts, die ihr Verständniß sehr erschwert.

Am andern Tage lud uns Herr Finanzkommissär Vorhauser zu einem muntern Mahle ein.

Nach diesem verlebten wir mehrere fröhliche Tage im Bregenzer Wald, wo ich schon im Vorjahre allerlei Bekanntschaften angeknüpft hatte, so daß wir allenthalben freundlich empfangen, bewirthet und weiter begleitet wurden. Von der Au im innern Walde, wo uns der schon erwähnte junge Dr. Schnell die Honneurs gemacht, stiegen wir — ich zum zweiten Male — in das weltentlegene Tamils hinauf und giengen dann durch das große Walsertal nach Bludenz, was ein altes Städtchen ist, das in herrlicher Landschaft liegt. Dort nahmen wir Abschied von einander, da mein Freund wieder in München zu thun hatte und also heimkehren mußte.

Ich dagegen wanderte durch das milde Montavon

und das wilde Pzannaun, hinaus nach Landeck im Oberinnthale, wo jetzt Frau Anna Müller, die Postmeisterin, waltet und ihren Gasthof allen Touristen bestens empfohlen wünscht.

Nunmehr sollte es wieder ins Etichland gehen. Ich stieg unterwegs nach Obladis und Servaus hinauf, meinte dort allerlei Anziehendes gesehen und gefunden zu haben und kam bei Tschubbach wieder an die Landstraße, auf welcher der Stellwagen gemüthlich heranzuhr. Dieser brachte den liebenswürdigen Hamburger Ludwig Preller mit, einen Archäologen, der kurz vorher wegen russischer Bedrängung eine schöne Stelle an der Universität Dorpat aufgegeben hatte und nunmehr nach Italien zog, um dort seinen Studien zu leben. Wir blieben in dem alten Mals mit seinen sieben Kirchen über Nacht und wanderten am nächsten Tage fast immer zu Fuße das ganze Winstgau bis Meran hinunter, wobei wir sehr viel über die Urbewohner Rhätiens sprachen. Als wir auf der Töll oben angekommen, blickten wir voll Entzücken hinunter in das tirolische Paradies.

In Meran fand ich damals ein ganz behagliches Leben. Die Herren, welche später unter Lentners Eingebung den edlen „Stehwein“ bildeten, nahmen mich freundlich in ihre Abendgesellschaft auf und gaben mir, da ich auf etliche Tage an den Gardasee wollte, die besten Empfehlungen mit. Damals bin ich zum ersten Male nach Arco, Riva und Torbole gekommen, habe aber diese Städtchen, wo ich in den letzten Jahren so gern und so oft ver-

weilte, noch nicht recht anziehend und heimlich gefunden, mich daher auch nicht lange da aufgehalten.

Auf dem Rückwege hatte ich an Mariä Geburt (8. September) in Lana Gelegenheit, die berühmte Prozession zu sehen.

In Meran besuchte ich sofort meinen Freund, den Pater Beda, der bis dahin in den Ferien gewesen war und sich über unser Wiedersehen zu freuen schien. Um diese Zeit hatten sich der Bischof Heinrich von Passau und der baierische Minister Karl von Abel in Meran zusammengefunden, um miteinander höhere Andacht zu treiben. Man sah den Staatsmann alle Morgen mit dem Bischof, wie er, ein großes Gebetbuch unter dem Arme, in die Kirche gieng. Der Bischof predigte auch, so oft mans haben wollte, und trug bei den Prozessionen zu Mais das Sanktissimum herum. Beda ärgerte sich über diese Gäste und sagte, man wundere sich in Meran, wie solche baierische Herren derlei Prozessionen verherrlichen mögen, welche die dortige Geistlichkeit längst abgeschafft hätte, wenn das gemeine Volk es zugäbe.

Wir sind die Tage in Meran damals sehr still verstrichen. Lentner war, wie bemerkt, in Baiern draußen, Beda Weber zwar in seiner Anstalt, aber wir hatten, wie es scheint, nicht viel Verkehr mit einander, wahrscheinlich weil die Schulen angegangen waren und er weniger abkommen konnte. Eines Tages aber hatte ich doch eine Frage an ihn zu stellen und erhielt auch eine Antwort, aber eine falsche. Der Vorgang war übrigens der erste

Blick, der die kommenden Gewitter ankündigte, und soll daher kurz berichtet werden.

Am 28. und 29. Juni 1843 war nämlich in der Augsburger Allgemeinen Zeitung eine durch zwei Nummern laufende Schilderung des Bregenzer Waldes erschienen, welche vielen Beifall fand. Sie war die erste Probe, die ich damals aus meiner Tirolermappe in die Oeffentlichkeit brachte. Unserem Beda kam sie gar nicht erwünscht, denn er betrachtete das Land Tirol und das angrenzende Vorarlberg, denen er, wie schon gesagt, ein dreibändiges Werk gewidmet hatte, als seine Domäne und war gegen jeden Eingriff höchst empfindlich. Er trat daher gleich unter die Waffen und schrieb einen Artikel: „Noch Einiges über den Bregenzer Wald,“ welcher in jenem Blatte am 17. August erschien und mir unter der Devise: *Suum cuique* nicht ohne einige schmeichelhafte Worte und einige spitzige Wendungen die Uebergehung der literarischen Verdienste vorwarf, welche sich der damalige Rustos J. Bergmann an der Ambraser-Sammlung in Wien um den Bregenzer Wald erworben habe. Als ich nun nach Meran gekommen war, fragte ich den Verfasser, wer denn jenen Artikel und ob nicht er ihn geschrieben habe, worauf er etwas betreten antwortete: „O nein! er kommt wahrscheinlich von der höchsten Stelle; derlei Nachträge und Berichtigungen gehen in der Regel von Wien aus.“

Ich widersprach nicht, blieb aber bei meiner Meinung.

Jenes *Suum cuique* hätte ebenso gut oder noch besser lauten können: *Hands off!* denn es war eine verständliche

Drohung, daß mir die strengsten Strafen bevorstünden, wenn ich in seinem Jagdrevier mich je noch einmal blicken ließe. Der Vorwurf, den mir Beda damals entgegenhielt, war übrigens ganz grundlos, wie folgende Berichtigung zeigt, die ich am 24. Juli desselben Jahres in einem Artikel über Meran der Allgemeinen Zeitung anvertraute:

Thygl.
„An gelehrten Männern — und siehe, da fällt mir der Brief ein, den ich Ihnen vor etlichen Wochen aus dem Bregenzerwald geschrieben, und der gelehrte Nachtrag, den Sie am 17. August gegeben und der an ersterem zu Gunsten des gelehrten Sprach- und Geschichtsforschers Joseph Bergmann in Wien, Kustos der k. k. Ambrasersammlung und am k. k. Münz- und Antikencabinet, das Suum cuique geltend macht. Wollen Sie Ihrem geehrten Korrespondenten nicht etwa zu wissen thun, daß wir ihm sehr dankbar sind für seine literarischen Notizen, die den Zweck einer „instruktiven Quellsammlung“ gewiß nicht verfehlen werden, daß wir anerkennen, wie die wissenschaftliche Celebrität des Herrn Kustos Joseph Bergmann allerdings hervorzuheben gewesen wäre, wenn es in unserer Absicht gelegen, den gelehrten Bregenzerwald zu katastriren, daß wir aber die auf den ganzen Aufsatz ausgebehnte Insinuation jenes Suum cuique nicht recht am Plage finden, da sich der Bergmannische Einfluß auf vier dialektische Wörter beschränkt, mit denen es überdies eine eigene Verwandtniß hat, und bezüglich deren wir das fremde Eigenthum um so lieber anerkennen, als „ahnweilen“ für spuken, wie man uns seitdem im innern Walde belehrt hat, trotz

seines poetischen Werthes, doch daselbst unbekannt ist, als ferner „Fehle“ und „Spüttel“ für Mädchen ebendasselbst als ausschließlich allgäuisch, nicht wälderisch bezeichnet werden, diese Wörter sohin in dem Bezirke, den wir näher ins Auge gefaßt, im innern Walde nämlich, nicht im Gebrauche sind, und als wir uns endlich an der Erklärung von „Gobe,“ Kinder, für „Gottesgabe“ nie ernstlich betheiliget haben. Was endlich die Schilderung der Landschaft und der Bewohner betrifft, so haben wir da, wie uns dünkt, mit unsern eigenen Sinnen aufgefaßt und mit unserm eigenen Reizzeug dargestellt und müssen daher völlig daran zweifeln, daß darin ein einziger fremder Zug nachgewiesen werden könne. Demnach dürfen wir auch jenem Saum cuique gegenüber mit aller Zuversicht aussprechen, daß in unserm Brief, die nie mehr zu wiederholende absichtliche Entlehnung besagter vier, für den innern Wald einer Berichtigung sehr bedürftiger Wörter abgerechnet, auch „unabsichtlich“ nichts übergegangen sei, was die erhobene Vindikation begründen könnte. — An gelehrten Männern also hat Meran eine ziemliche Anzahl aufzuweisen; aber es ist keiner darunter, der sich pikirt fühlen würde, wenn man ihn nicht namhaft machte. Professor Ennemoser ist im nahen Pässeier und Professor Flarer zu Padua im Dorfe Tirol geboren, indessen sind beide unserer Ehren-erwähnung kaum benöthigt.“

Mitte September kam Julius Lange, der Landschaftler, dessen Bruder Ludwig, der Architekt, mir schon in Griechenland ein lieber Freund gewesen, auch nach Meran. Nach-

dem er sich einige Tage da aufgehalten, verließen wir die Stadt eines Morgens und giengen über Lana, wo wir den geschnitzten Altar betrachteten, nach Terlan, um mit dem Stellwagen nach Bozen in den „Mondschein“ zu fahren, in dessen Garten wir unseren Geheimen Rath Gotthilf Heinrich Schubert trafen und lange bei ihm sitzen blieben.

Von Bozen gieng ich wieder nach St. Ulrich in Gröden und kam dann über Enneberg ins Pusterthal und nach Brunek hinaus. In dieser Stadt, die ich jetzt zum zweiten Male sah, fand ich zwar den Herrn v. Kern nicht mehr, da dieser mittlerweile als Gubernialrath nach Innsbruck versetzt worden war, dagegen lebte damals zu Brunek zwar nur als Anfänger im Staatsdienst, aber schon hoch angesehen und viel besprochen, Hermann von Gilm, am 1. November 1812 zu Innsbruck geboren, der nachher ein berühmter Dichter geworden, aber in Deutschland noch wenig erkannt ist, obgleich er zu unsern besten gestellt werden muß. Er war damals ein junger Mann von einunddreißig Jahren, „eine hohe, schlanke Gestalt mit langem, schmalen Gesichte, langen dunklen Haaren und lodernen Augen, dem Aussehen nach viel mehr Italiener als Germane.“ Im Umgange zeigte er sich „etwas fahrrisch und unelegant, aber bescheiden und zutraulich.“ Seine Gedichte liefen zwar nur handschriftlich im Lande herum, wurden aber vielfach abgeschrieben und insgeheim fleißig verbreitet. „Da ist Form und Inhalt, Feuer und Leben, unleugbare, unabweisbare Poesie.“ Bitterer Haß

gegen Unterdrückung und Knechtschaft, heiße Sehnsucht nach Licht und Freiheit ließen sie ungemein beliebt werden.

Mit diesem Dichter wurde ich nun in kurzer Zeit sehr vertraut. Er schenkte mir damals einen eigenhändigen „Sonetten-Kranz,“ den er im Frühling zum Abschiede des von ihm so hochverehrten Kreisauptmanns J. Th. v. Kern verfaßt hatte, sehr feine Gedichte, in denen jedes Landgericht des Kreises seinen Dank ausdrückt für die Wohlthaten, die ihm der Gefeierte erwiesen. Später sandte er mir noch vierundzwanzig, im Jahr 1843 entstandene „Sonette aus dem Pusterthale,“ die sonst unter dem Namen „Jesuitenlieder“ umgehen, von denen aber nur neun in seine „Gedichte“ aufgenommen sind, sowie seine „Herbstlieder“ aus dem Jahre 1844, die er mir eigens abgeschrieben. Bald darauf las ich mehrere dieser Gedichte den „Zwanglosen“* in München vor, gewährte, daß sie ungemein gefielen, schrieb ihm dies und erhielt eine fröhliche Dankagung für meinen kleinen Liebesdienst.

Eines Abends giengen wir mit einander nach Reichach, einem nahen Dörflein in schönster Landschaft, und plauderten auf dem Gange, wie bei dem Becher, den wir

* Die Zwanglosen sind eine im Jahre 1837 gestiftete, aus Schriftstellern, Künstlern, Gelehrten und andern gebildeten Männern bestehende Gesellschaft zu München, welche jeden Mittwoch zusammenkommt, um sich zu unterhalten und den Vortrag eines der Mitglieder entgegen zu nehmen. Die beiden Festessen, welche auf Dreikönig und auf Pfingsten gehalten werden, pflegen sich durch sprudelnden Geist und Witz sehr vortheilhaft auszuzeichnen.

nachher tranken, viel und lang über literarische Dinge, über Poesie und, was man damals nie vergaß, über die Zukunft Deutschlands. In den Briefen, die ich später von ihm erhielt, gedachte er dieses Spazierganges noch öfter. Am 27. Dezember 1847 schrieb er mir von Wien, wo er damals lebte, folgende freundliche Worte:

„Gibt es für Sie keinen vierten Sommer in Tirol? Wenn der Schnee schmilzt auf den Bergen und das braune Wasser durch die Wälder rieselt und die Sonne das frische Grün verklärt — lockt es Sie dann nicht zu uns? Möchten Sie nicht wieder den schmalen Pfad durch das rothblühende Haidefeld mit mir gehen, Reischach zu, in der reichen Scenerie von Berg und Wald, von Burgen und Dörfern? Ich erquicke mich oft an diesen Erinnerungen — sie gehen durch meine Träume und durch die üppigen Wiener Straßen und steigen wie eine neugeborene Welt aus dem Schlamm der Wiener Literatur!“

Er kam bei seinen Lebzeiten nicht dazu, seine Gedichte herauszugeben; sie erschienen erst nach seinem Tode in zwei Bänden,* deren Redaktion ein „Freund des Verbliebenen“ besorgt hatte. Man ist aber nicht recht zufrieden mit dieser und meint, es seien manche Stücke zurückgehalten worden, die das Licht der Tages nicht zu scheuen gehabt hätten, während mancher schwächliche Gesang eine kaum verdiente Stelle gefunden.

* Gedichte von Hermann von Gilm. Wien 1864. Verlag von Karl Gerolds Sohn.

Beda Weber und Hermann von Gilm theilten sich damals in den tirolischen Parnaß, der eine als Sänger der himmlischen, der andere als Dichter der irdischen Liebe. Uebrigens besang unser Hermann außer der Liebe auch noch Freiheit, Vaterland und Volkerfruhling, während Beda lieber Moderduft und Grabesluft nebst anderen ähnlichen Liebhabereien heranzog. Ersterer hatte, wie die Menschen einmal sind, von allen Seiten Lob und Ruhm zu ernten, während letzterer sich mit seinem eigenen Beifall, der allerdings nicht spärlich floß, begnügen mußte.

Deswegen warf aber dieser jetzt auf jenen seinen ganzen mystischen Haß und verschmahete es nicht, auch ihn, wie andre seiner Landsleute, deren Bewunderung ihm zu laig schien, in öffentlichen Blättern als staatsgefahrlisch zu denunciren. Hermann bemuhte sich anfangs seinen Doppelgänger einigermaßen zu schätzen, aber als er ihn näher kennen gelernt, stand er davon entschieden ab.*

Hermann schwebte übrigens wie Beda in unaufhörlichen Liebesflammen, aber Unheil hat er, so lange er im Lande war, schwerlich angerichtet. Die schönen Tirolerinnen, die er als Konzeptspraktikant in Schwaz, Innsbruck, Bruneck, Roveredo so feurig verehrte, wollten ihn viel

* Er erwähnt ihn einmal in seinen Zeitsonnetten (Gedichte 2.82), wo er sagt:

Ich lege an die Lieder keine Feile.

Hat wohl Alcib geglättet seine Keule?

Ich kann nicht juh wie Beda Weber klagen;

Ich muß den Feind mit meinem Reim erschlagen.

lieber unglücklich als glücklich sehen. Sie ließen sich gerne besingen, sie nahmen seine poetischen Huldigungen freundlich auf, gaben aber so wenig dagegen, daß nicht auf eine dieser Gefeierten der leiseste Verdacht gefallen ist. (Seine vielen und rührenden Seufzer über nicht erhörte Liebeswerbungen sprechen rühmlichst für die harten Herzen seiner jungen Landsmänninnen.) Es war gut, daß es so gehalten wurde, denn er wechselte seine Idole gar zu oft, so daß ihm kaum zu folgen war. Dabei hatte er nie ein Geheimniß, vielmehr war der Zustand seines Herzens und dessen jeweilige Gebieterin in Bruneck immer stadtbekannt. War ich doch selbst kaum ein paar Stunden dort und in seiner Gesellschaft gewesen, als ich in dieser Beziehung schon viel mehr wußte, als ich mir merken konnte. „Heute Abend,“ sagte er zuletzt, „muß ein Hauptschlag auf ihr Herz geführt werden. Ich werde im Kasino die Lenore deklamiren; sie wird mir gegenüber sitzen und Sie, Lieber, Sie werden sie beobachten, ihre Augen, jeden Zug, jede Miene!“

Es kam auch wirklich so. Für den Abend war nämlich Tanzunterhaltung im Kasino angesagt, und diese sollte ein poetischer Vortrag einleiten. Der lange Hermann trat auf, in schwarzem Frack und schwarzen Hosen, schwarzer Weste und schwarzen Haaren, mit langem, schmalen, bleichem Gesichte — nahezu eine dämonische Erscheinung! Er deklamirte sehr gut, energisch, fast mit Leidenschaft und seine Augen schossen immer nach dem Punkte, den er mir bezeichnet hatte. Seine Flamme dagegen hielt sich sehr ruhig und gab nicht durch die leiseste Bewegung zu er-

kennen, daß sie dem Dichter näher zu stehen meine, als andere.

Als er geschlossen, kam er unverzüglich auf mich zu: „Haben Sie Acht gegeben? was haben Sie beobachtet?“ „Ich meine, daß Sie das Mädchen nicht besonders exasperirt haben. Sie verhielt sich sehr ruhig.“ „Ach, so ist sie, die himmlische! Aber in ihrem Herzen wühlt es nur desto mehr!“

Etliche Zeit darauf verließ er das anmuthige Bruneck, dessen gebildete Bewohner ihm zum Abschiede noch einen silbernen Pokal verehrten, begab sich zum Kreisamt in Roveredo, wo er die „Sonette aus Wälschtirol“ dichtete, und kam dann später nach Wien, wo er als k. k. Hofkanzlei-Konzeptspraktikant einige Jahre verweilte. Wie er sich dort gegeben, hat Ad. Pichler in einem Brief an Dr. Streiter vom 25. Juni 1845* (Literaturblatt, II., 269) sehr drastisch geschildert. Das Jahr 1854 versetzte ihn als Sekretär an die Statthalterei zu Linz und dort schloß er noch 1861 ein glückliches Ehebündniß, das aber leider nicht lange währte, da er schon am 31. Mai 1864 aus dieser Welt gieng.

Man wirft ihm mitunter vor, daß er immer nach Freiheit gerufen und mit ihr das Größte zu schaffen versprochen, daß er aber, als sie erschienen, sein Versprechen nicht gehalten habe; indessen gelang ihm auch in späteren Tagen noch manches schöne, tiefempfundene Lied. Und

* Dies Datum ist mir unerklärlich, da Gilm erst am 1. Juli 1847 in Wien eintraf. (Siehe unten S. 68.)

was wäre es am Ende, wenn die deutsche Literatur um etliche vergessene Romane, etliche zurückgelegte Tragödien reicher wäre? Und sind denn nicht auch die andern vor-märzlichen Freiheitslerchen später, nachdem der Lenz gekommen, meist stumm oder langweilig geworden? — Vielleicht schien ihm sogar die österreichische Freiheit unter den Schwarzenberg, Bach und dem Konfordat noch immer nicht frei genug, um besungen zu werden.

Es ist nur Schade, daß die Ausgabe seiner Gedichte keine Jahrezahlen gibt, denn es wäre oft sehr wünschenswerth zu wissen, wenn dieses oder jenes entstanden ist.

Ich erinnere mich stets sehr gerne an diesen tirolischen Dichter, denn im persönlichen Verkehre war er gutmüthig, geistreich und liebenswürdig über die Maßen.

Unser Hermann gibt sich sehr gern als Tiroler; er singt gern von den weißen Firnen mit den Gletscherfirnen, von den Alpenrosen, von der Bäche Tosen und den Lederhosen, wie er denn überhaupt zu Lob und Preis seines engern Vaterlandes lauter in die Saiten geschlagen hat, als irgend ein tirolischer Poet der Gegenwart. Dabei aber verhehlt er keineswegs, daß ihm seine Landsleute noch mancher Verbesserung bedürftig scheinen, eine Ansicht, die ja auch J. Streiter und andere nicht los werden konnten. So sagt er ihnen einmal (2. 77):

Tirol! reib' dir den Schlaf aus deinen Augen,
Steh' auf vom alten Lotterbett, es taugen
Nicht welke Kränze für den frischen Morgen;
Du kannst nicht ewig vom Bergang'nen borgen,

Selbstmörderisch am eignen Blute saugen —
Die Zeit ist da, für neuen Ruhm zu sorgen.

Unter den Klagen, daß Tirol so arm an Dichtern* erklingt aber auch die, daß der Dichter und sein Lied dort nicht beachtet werden, eine Beschwerde, die in andrer Form auch jenen geläufig, die sich prosaisch mit dem schönen Alpenlande beschäftigten.

Man hört öfter die Frage, warum denn ein Dichter wie Hermann von Gilm, der sich, wie er in Prosa und Versen kund gab, so inniglich nach einem Publikum sehnte,** diesem nie entgegengekommen d. h. mit

* S. 2. 141.

Durch alle deutschen Gauen
Zieh'n Lieder auf und ab,
Nur im Tirolerlande
Ist's stille wie im Grab.

oder 2. 205:

Tirol, so schön, so überreich gesegnet,
Ist arm an Dichtern; nur der Bach darf tosen
Und bricht die Fesseln freiheitsvoll und regnet
Den Diamantenschmuck auf wilde Rosen.

Es sind die Thäler und die Felsenwarten
Boll schwarzer Mäntel, ultrabreiter Hüte;
Die dulden auf der Erde keinen Garten
Und an dem Baum des Lebens keine Blüte.

** Am 27. Juli 1844 schreibt er z. B. an F. Streiter: Ich glaubte einmal und es ist noch nicht lange her, daß der Sehnsucht der Liebe kein anderes Verlangen gleiche, aber es gibt einen Hunger, einen Durst, eine Brunst, die mir stärker scheinen, und das ist das Bedürfnis eines Publikums.

feinen Gedichten bei Lebzeiten nicht ans Licht getreten sei. Die einen sagen nun, er habe sich wohl immer mit dieser Aufgabe getragen, sie aber von Jahr zu Jahr verschoben und sei eben darüber gestorben; die andern meinen, er habe auch im Nachmärz dem Ländfrieden nicht recht getraut und stets besorgt, der Herr Bureauchef könnte einmal in der Sommerfrische die Tiroler Dichter und dabei auch ihn vornehmen, trotz des ästhetischen Genusses aber für jeden Freiheitsjauchzer ein schwarzes Kreuzlein in seinen Sittenbogen machen. Eine dritte, wohl am besten unterrichtete Stimme sucht dagegen die Sache so zu erklären: Hermann von Gilm, der namentlich in seinen Tirolerjahren äußerst produktiv gewesen,* habe damals seine Schöpfungen sehr oft im Original hinausgegeben und dieses nicht mehr zurückverlangt; ferner habe er für seine Verehrer und Verehrerinnen selbst größere Cyklen wie die Herbstlieder u. s. w. immer wieder eigenhändig abgeschrieben und dabei immer wieder daran gefeilt und ge-

* Er erkennt dieses selbst öfter an, z. B. in einem Gedichtchen, das „Wiste“ überschrieben ist und anfängt:

Was wollen wir so stumm im Haus
 Uns sitzen gegenüber?
 Ich dicht' ein Lied, geh' Du hinaus
 Um Blumen; mir ist's lieber.

In fünf Minuten nach der Uhr
 Ist Lied und Sträußchen fertig;
 Dann sei zum stillen Tausche nur
 Des Augenblicks gewärtig.

bessert, so daß sich eine Menge abweichender Lesarten finden, wie denn auch die „Herbstlieder,“ die er mir damals geschenkt, in der gedruckten Ausgabe sehr stark überarbeitet erscheinen und oft kaum mehr zu kennen sind.

Da er nun von der Meinung ausgegangen, daß seine letzten Texte die besten seien, da er aber diese eben so wenig wieder hereinbringen konnte, wie viele kleinere Gedichte, die er einst in Urschrift flattern lassen, so habe er zuletzt die Aufgabe für unlösbar erklärt und sie für immer zurückgestellt.* Deswegen konnten auch die mehr erwähnten „Gedichte,“ abgesehen von den bedenklichen, welche freiwillig weggelassen wurden, nur den kleinern Theil seiner Poesien bringen.

Es ist jedenfalls zu bedauern, daß Hermann von Gilm seine Dichtungen, und zwar alle, nicht selbst noch durchgegangen und für das kritische Publikum zurecht gerichtet hat. Wahrscheinlich hätte er dabei seine überreichen Thränen-

* Früher einmal, am 4. November 1844, gab er Streiter, der ihn um Mittheilung seiner Gedichte angegangen, folgende Antwort: Ich habe nichts gesammelt, nichts gesichtet, alles liegt wolk, dürr und feucht unter einander wie die Herbstblätter. Eines oder das andere mag vielleicht noch im glühenden Noth der Rose durch die Lüfte schweben, aber die meisten kehrt irgend eine gemeine Hand zusammen, als Streu fürs liebe Vieh. Ich hätte wenigstens einen Monat Arbeit, wenn ich meine Lieder zum Drucke geeignet sammeln wollte. Da Sie aber so viel Güte für mich haben, so soll mich diese Arbeit nicht abschrecken, und ich werde Ihnen eine Sammlung Lieder senden, die ein kleines Büchlein ausfüllen soll; und das sollen Sie in die Welt senden, und ich werde Ihnen keine Schande machen.

bäche etwas eingedämmt, vielleicht auch den Blumen und den Sternen etwas abgezwaekt und sicherlich manche Strophe durchsichtiger gemacht, denn es wird mitunter auch bei ihm sehr dunkel und es fragt sich öfter, ob wir's mit des Dichters Tiefsinn zu thun haben oder nur mit dessen Schen, die Verse so lange zu hämmern und zu glätten, bis sie klar und deutlich wurden. Die von den Tirolern so gerne angesprochene Unverständlichkeit, die sonst so schwer zu finden, scheint sich namentlich in ihren Gedichten abzulagern.

Ohne Unterlaß giengen ihm damals, da sie in Tirol noch neu waren, die Väter Jesu im Kopfe herum. Allmählich hat man sich freilich an sie gewöhnt, sie versehen still und ruhig, mit guten, angenehmen Manieren das Fach der Gottesgelahrtheit an der Universität zu Innsbruck und geben dem Publikum wenig zu reden. Uebrigens scheinen sie auch, namentlich jetzt, ganz und gar zur tirolischen Temperatur zu passen und Gilm's hochloodernder Haß ist uns kaum mehr verständlich. Unter den ungedruckten Stücken seines Nachlasses sind noch manche Jesuitica, aus denen aber hier nur wenige Verse mitgetheilt werden sollen. So finden sich in einem längeren Gedichte, „die Jesuiten in Tirol,“ das an Kreishauptmann Ritter v. Kern im Jahre 1842 gerichtet ist, folgende Stellen:

Tiroler Adler! wärst Du nicht vom Glanze
Des Gletschers roth, von Wein und Feindesblut,
Du würdest roth aus Scham, daß statt dem Kranze
Du tragen mußt den Jesuitenhut.

Es will nicht tagen.

Der Freiheit Gotteskind, die Poesie, —
Ist noch ein Kind; laß sie erst Jungfrau werden — —
Wenn diese Jungfrau aus dem Walde tritt
Und Lieder singt vom Himmelreich auf Erden,
Stirbt in Tirol der letzte Jesuit.

Die eben erschienenen Gedichte von Vincenz v. Ehrhart geben auch einen kleinen Beitrag zu Gilms Charakteristik. Vincenz v. Ehrhart war 1823 zu Innsbruck geboren, von Jugend auf für Wissenschaft und Poesie begeistert, für diese und jene vorzüglich angelegt, auch in Amtsgeschäften so verwendbar, daß er 1863 schon zum Ministerialrath befördert wurde, starb aber leider schon, kaum ein Fünfziger, im Frühjahr 1873. Er hinterließ eine Sammlung von Gedichten, die in ihrer Form höchst vollendet sind und edlen Sinn und hohes Streben bezeugen. Ignaz Zingerle hat sie als inniger Freund des Dahingegangenen jüngst herausgegeben und ein liebevolles Vorwort vorangefügt. Da wird nun ein Brief angeführt, den Vincenz v. Ehrhart am 23. Januar 1853 nach Innsbruck geschrieben, und aus diesem folgende Stelle: „Ein größeres Verdienst, als durch meine eigenen Arbeiten glaube ich mir dadurch erworben zu haben, daß ich Gilm durch Zusage meiner aufrichtigsten Unterstützung zur Herausgabe seiner Gedichte bewogen habe. Er gieng sogleich auf meinen Vorschlag ein, und bereits liegt eine Partie derselben in meinen Händen zur genauen Durchsicht, Feilung und Begutachtung. Gemeinschaftlich mit ihm wird dann

die letzte Feile angelegt und die Ordnung bestimmt werden. Mit den ersten Rosen sollen auch diese Blüten hervorbrechen.“

Sehr bemerkenswerth ist auch ein poetischer Zuruf, den Vincenz von Ehrhart an Hermann von Gilm richtet, ihn ermahnend:

Stimm' an dein Lied, es klinget fort,
Hinaus, wo deutsche Ströme rauschen;
Sie hemmen gern ihr lautes Wort,
Dem trauten Bergesgruß zu lauschen.

Es tönt wie froher Wiederhall,
Es lockt mit süßen Alpenlauten;
Rein ist es, wie der Bergkrystall,
Und würzig, wie der Duft der Rauten.

Du bist des Gottes dir bewußt,
So laß mich freudig dich umschlingen,
Und wie wir stehen Brust an Brust,
Sollst du aus zweien Herzen singen.

Leider fehlt auch hier die Jahrzahl, doch scheint das Gedicht im Jahre 1861 entstanden zu sein.

Zum Schlusse noch eine kleine Geschichte, die mir jüngst in Tirol erzählt wurde:

Hermann von Gilm war 1862 — zum letzten Male — nach Innsbruck gekommen, machte aber keine Besuche und zeigte sich überhaupt sehr wenig — nur daß er jeden Abend ins deutsche Kaffeehaus gieng, um die Zeitungen zu lesen. Dort blieb er länger als acht Tage unbeachtet, bis ihn ein Statthaltereibeamter erkannte, auf einen Tisch sprang und „auf Tirols größten Dichter“

ein Hoch ausbrachte. Die zahlreich versammelten Gäste, Herren und Damen, erhoben einen ungeheuern Jubel und freuten sich des berühmten Sängers endlich ansichtig zu werden, er aber fuhr unwirsch und fast erschrocken auf, lief durch die Halle nach seinem Gute und verschwand. Doch schrieb er noch am selben Abende seiner Frau, es sei dies der schönste Tag seines Lebens.

Hermann von Gilm schrieb mir in seinem Leben gerade ein Duzend Briefe. Von diesen stammen zehn aus den vierziger Jahren; später stockte der Verkehr und erst im Jahre 1857 erhielt ich die zwei letzten. Hier mögen einige Auszüge folgen.

Bruneck, den 26. November 1844.*

Lieber Freund!

Ich habe tagtäglich sehnsüchtig auf Ihr Aviso gewartet, daß mich nach Brixen rufen soll. Meine stille Sehnsucht war daher nichts weniger als eine poetische Unart, wie Sie in Ihrem Schreiben vom 22. d. M. zu bemerken belieben. Uebrigens bringt mich der Inhalt desselben in nicht geringe Verlegenheit. Sie wollen die tirolischen Dichter besprechen? Ich rathe Ihnen, diese geheimnißvollen Dinger recht geheimnißvoll zu behandeln und je weniger Sie von uns wissen, desto besser für uns. Es ist nicht viel mehr als ein Jahr, daß ich mich berufen fühle, auf dem poetischen Jahrmarkt Tirols meine Waare

* Die Veranlassung dieses Briefes ist mir nicht mehr erinnerlich. Es scheint, daß ich ihn um seine Gedichte gebeten, um sie einzeln oder im Ganzen vor's Publikum zu bringen. Ich weiß aber nicht mehr, wie es weiter gegangen.

auszurufen. Ich gehöre aber nicht unter die soliden, alten Häuser, merken Sie dies, und in meinem Hausierbündel ist verbotenes Gut. Ich bin daher sehr begierig, wo Sie mich unterschieben, um so mehr, als der Buchhandel nichts von mir weiß, und meine Firma gar keinen Kredit hat. Sie müssen mich daher wie ein Märchen behandeln ohne Anfang und Ende, wie ein fliegendes Rosenblatt durch den Föhrenwald, denn ich habe keine Vergangenheit, keine Gegenwart — nur vielleicht eine Zukunft, wenn auf unsern Bergen eine hellere Sonne steht. Sie lieben Tirol, ich küsse Sie dafür, und daß ich es liebe, ist vielleicht mein einziges Verdienst. Ich athme meine Lieder in den Wäldern ein, und ihr Nadelholzaroma berauscht mich zur Begeisterung. Der Zukunft Tirols können Sie einen Dichter versprechen. Es klingt dies vielleicht sehr anmaßend, aber ich glaube an mich; dieser Glaube ist mein Leben und mein Dasein. Nun wollen Sie aber meine eigene Sammlung! Meine Sammlung? Von allen imaginären Dingen dieser Art ist dies das imaginärste. Ein Buch — Sie kennen es, es war schwarz eingebunden — hat Adolf Pichler nach Wien genommen, sonst ist nichts zusammengeschrieben. Alles fliegt in Feden, unleserlich geschrieben herum. Ich werde Ihnen aber bis Freitag die vierundzwanzig Jesuiten-Sonette und einige dreißig Herbst-Liebeslieder senden. Die letzteren sind das Neueste. Im Uebrigen machen Sie aus mir, was Sie wollen, wie schattenartiger desto besser. Ich bin ein Räthsel, das die Zukunft löst. Geboren bin ich in Innsbruck, erzogen

in Borsarlberg, die Universität besuchte ich in Innsbruck, und seit vier Jahren leb' ich in den Bergen. Sie sehen eine schwäbische Pflanze, die ein tirolischer Baum werden soll. Von meiner Umgebung läßt sich gar nichts sagen. Kein Mensch hat Einfluß auf mich genommen, der hier in Tirol athmet. Ich habe deutsches Brod gekostet. Mein Vater ist ein Jesuit und meine Mutter habe ich nie gekannt. Habe vor einigen Wochen hier ein Schützenlied gemacht und es sehr weinseligen Pusterer-Schützen vorklamirt. Hören Sie, es ist Sinn für Poesie in diesen Naturen; es haben da Männer geweint, die kaum wissen, was eine Thräne ist. Ich sandte es meinem Vater. Der hätte mir beinahe seinen Fluch gegeben. — — Aber haben Sie auf Ihren Wanderungen durch die Straßen Merans oder Bozens nie ein schönes, schlankes Mädchen getroffen, dem der Name Dichterbraut auf der Stirne geschrieben steht? Theodolinde v. Gasteiger heißt sie. Dieses Mädchen hat mich zu dem gemacht, was ich bin. Ich liebe sie noch, obgleich wir uns fremd sind, und ich seither manche „Liebschaften“ gehabt habe. In allen meinen Liedern geht sie um. Betrachten Sie sie einmal, und wenn Sie mit ihr sprechen — sie ist, glaube ich, in Bozen — so denken Sie, daß die tirolische Poesie ohne dieses Mädchen eine Lücke hätte.*

* Muß ein sehr feines, liebenswürdiges Mädchen gewesen sein, jene Theodolinde v. Gasteiger! Wie Gilm schwärmte auch Lentner für sie. Ich habe sie auf Erden nie gesehen, aber als ich einst zu Brigen durch den Friedhof gieng, fand ich einen Grabstein: Hier ruht Theodolinde v. Hebenstreit, geborne v. Gasteiger. „Und hier muß ich dich wieder finden!“

Bruneck, den 22. März 1845.

L. F! Ihr Brief vom 9. d. M. hat mich freudig überrascht. Sie haben die Hoffnung, die der Anker meines Lebens ist, erhöht, die Hoffnung in der Ferne ein Verständniß zu finden, das ich in meiner nächsten Umgebung vergebens suche. Jene Sonette sind achtzehn Monate alt und in Tirol kaum gekannt. Es ist hier mit den Männern nichts anzufangen. Sie haben kein Ohr für Poesie. Darum habe ich mich den Frauen zugewandt. Da haben Sie meine Don Juanerie! Ich tastete nach einem Publikum. Es ist dies aber eine gefährliche Art unter die Leute zu kommen, und Kritik und Censur sind bei Weitem nicht so unbequem als die Fesseln der Liebe. Das mochten Sie, in freundlicher Sorge für mich, wohl gedacht haben, als Sie mich unter die Zwanglosen führten und mir so wohlfeilen Kaufes ein Publikum schafften. Ich danke Ihnen dafür, und wenn ich mich erinnere, wie viel mich oft ein solcher Versuch gekostet hat, möchte ich Sie küssen. Wenn die deutsche Poesie in der benannten Gesellschaft Zutritt hat, so halten Sie auch meiner Muse ein Plätzchen frei — für zwanglose Männer ein zwangloses Mädchen. Ich werde Ihnen bis Ende April einen Tirolerfrühling senden.

Mit Pichlers Unternehmen* steht es schlecht. Fünf

* Das Unternehmen war darauf gerichtet, eine Sammlung „Frühlieder aus Tirol“ herauszugeben. Sie erschienen gleichwohl noch in demselben Jahre. Näheres hierüber in Edlingers Literaturblatt. Wien, 1877 S. 118.

Censoren sitzen darauf. Ein Lied läßt sich eben gar nicht censiren, so wenig als ein Lächeln oder eine Thräne. Ich bin auch bei der Sache theilhaftig, mache mir aber gar nichts daraus, wenn die fünf kalten Hennen das Ei zerdrücken. Kein Censor der Welt kann eine Dichterglückseligkeit vernichten; ein Lied zu machen ist eine himmlische Wonne, es gedruckt zu sehen eine irdische Freude. — — Lentner schreibt mir oft und viel. Ein so harmloser Mensch und geächtet!* Aber er hat Geist, fort mit ihm! Ich habe ihm alle meine Lieder zugesprochen. Ich schenke ihm meine Vergangenheit.

Uebrigens haben Sie Lentner richtig beurtheilt. Schon überschätzt er mich und mein Lied. Wenn nur ein Fünfstel Tirols seiner Meinung wäre, ich säße nicht hier im Pustertthale, ein Pole am Ural. Doch nein, ich will nicht klagen! Es war ein wunderliebliches Mädchen da aus Bergine, deutsch an Augen, Gemüth und Rede; aber das „Fleisch“ war italienisch und stellte meinen Patriotismus auf schwere Probe. Nun sie fort ist, will ich meinen Tirolerfrühling beginnen, aber nicht ohne sie; denn die Freiheit ist eine Dame und kann den Gürtel der Grazien nicht entbehren. Schließlich danke ich Ihnen noch einmal und bitte Sie, jenen gefeierten und hochgestellten Männern, denen Sie den unbekanntenen Poeten näher brachten, meine tiefsten Gefühle der Hochachtung auszudrücken.

* Lentner war nämlich damals aus Tirol verwiesen worden.

Wien, den 27. Dezember 1847.

Mein theurer unvergeßlicher Freund!

Es wäre eine interessante Geschichte, wie ich von den wälschen Confinen, von den Myrten und Drangenblüten am Gardasee auf das Wienerpflaster kam, und ich würde sie Ihnen gerne erzählen, wenn ich sie nur wüßte. Die Herren in Innsbruck hatten mich nicht vorgeschlagen. Sie hatten mich gar nicht genannt. Sie haben meinen Namen vergessen. Als ich aber mit der unendlichen Würde eines Hofbeamten in Innsbruck erschien, da schwänzelte Hofrath M** trunken lächelnd auf mich zu — und küßte mich. Ach der gute Mann hat den Dichter geküßt, und weil er weiß, wie der Sand österreichischer Bureau-tische den Quell des Liebes verschlemmt, so hat er mir seine Stimme nicht gegeben, damit der Dichter nicht dem Beamten zum Opfer falle.

Ist es mir doch, als lägen wir zusammen in den Gastbetten zu Brigen und plauderten im Dunkeln. Denken Sie noch an jene Nacht?* Ach, damals hatte ich noch wilde Rosenblätter in den Haaren und den harzigen Waldgeruch in den Kleidern und den Morgengesang der Amsel in der Kehle. Ich war ein König! Hier bin ich ein Proletarier der Straße. Lentner hat es mir vorausgesagt. Aber ich athme schon wieder Freiheitsluft, ich habe Hoff=

* Wir waren, wie sich später zeigen wird, im Herbst 1844 in Brigen zusammengekommen und im Elephanten über Nacht geblieben.

nung, viele Hoffnung, in ganz kurzer Zeit Gubernialkonzipist in Innsbruck zu werden. Und wenn Gott will, komme ich zu Lentners Hochzeit mit dem Staatsrock und dem Bierdegelein, mit denen mich der „freie Schwabe“ so höhnisch kleidete. Ich habe mich lange herumgetragen mit „Liedern eines Verwiesenen.“ Sie wollten aber nicht keimen. Ich habe einen natürlichen Instinkt, das Lächerliche zu vermeiden. Als ich von Roveredo fortgieng, hatte ich im Sinne Meran zu besuchen. Ich sagte es dem Gubernialrath Kempfer, der ein sehr freisinniger Mann ist. Er bat mich, es nicht zu thun.* Ich versprach es ihm. Es war vielleicht nur Schwäche von mir — aber ich habe selbst am meisten dabei gelitten, denn ich liebe unsern Lentner warm und aufrichtig. Nun sitzt er wieder in Meran und wartet, bis sein Kastanienbaum blüht, und ist glücklicher als ich. Im Frühjahr hoffe ich, ihn zu sehen. Und Sie? Gibt es für Sie keinen vierten Sommer in Tirol? (Hier folgt die Stelle, die Seite 50 herausgehoben ist.)

Wenn das Herz so krank, so vergiftet, so verfault ist, was soll denn aus den Gliedern werden? Es will mir auch nichts rechtes gelingen hier. Seit dem verpönten Schützenlied: „Schützen singt, es ist befohlen“ aus Roveredo bin ich ganz still geworden. Ich weiß nicht, liegt die Wiener Sticlucht so schwer auf mir, oder hat das Grab,

* Natürlich aus politischen Rücksichten, da Lentner geächtet war.

das sich über meinem Vater schloß, sein ewiges Schweigen mir mitgetheilt. Aber es wird schon wieder werden.

Von Bruneck kam ich Mitte Dezember 1845 fort, kam nach Roveredo und blieb dort bis Pfingsten d. J. Am 1. Juli d. J. traf ich in Wien ein. Von Roveredo aus kam ich öfter nach Bruneck, der „Lieb“ wegen und des Stadtlis wegen und der lieben Berge Pusterthals. Uebrigens war ich nicht ungern in Italien. Die Natur ist so süß, so lind, so beschwichtigend! Es liegt ein Ton, ein Hauch in den italienischen Nächten, der berauschend auf die Seele wirkt. Ich kannte diese weiche Stimmung früher nicht. Ich konnte mich in dieser neuen Empfindung gar nicht bewegen. Wenn ich ein Lied mache, versehe ich mich noch immer in einen Brunecker Wald.

Das ist die Geschichte meines Lebens, seit wir uns nicht mehr sahen. Meine Gesinnung ist unverändert geblieben, und meine Freundschaft und Verehrung für Sie hat sich vergrößert, durch Ihre Drei Sommer in Tirol; den Dank für Ihre freundlichen Bemerkungen über mich wollte ich durch Lieder aussprechen. Aber es war damals eine ungünstige Zeit für mich. Ich mußte so bescheiden sein! Zwei kleine weiße Hände haben die Fäden meines Schicksals zwischen den Fingern. Sie können und werden mir nicht Zumuthungen machen, wie sie Lentner mir machte. Habe ich doch mich selbst mehr zu fürchten, als das Hezen meiner Freunde. Inneres und Aeußeres ist in einen schrecklichen Zweiflang gerissen und diese Disharmonie ist die Krankheit, an der ich sterben werde. Es kann nicht anders sein.

Könnte ich in München leben, unter den Ihrigen, ich wäre gerettet.

Wenn ich nicht so viel zu thun hätte — denn ein Hofkanzleipraktikant ist eine Schnellschreibmaschine — würde ich Ihnen einige neue Lieder senden. Aber ich möchte auch wieder einmal Ihr liebes Freundeswort hören. Also Wort um Wort! Sie schreiben mir und sogleich sollen Sie Lieder erhalten. Wenn Sie das früher genannte Schützenlied noch nicht kennen, so melden Sie es mir; das müßte ich Ihnen vor Allem schicken, weil ich glaube, daß es etwas frisches ist, was man auch im lieben Baiern lesen kann. Sie sind so überschwänglich glücklich in Ihrem München und es braucht gewiß das unverwüßliche Phlegma des lieben Michels, um aus München kein deutsches Florenz zu machen. Höchstens, daß ein Hahn kräht in der Morgenstunde. Es ist gar nicht schön, so ohne alle Lust und Freude den Ultramontanismus, Censur und Jesuiten zu Grabe zu tragen, als wären es liebe, gute Bekannte. Aber das ist der Deutschen vermaledeite Gemüthlichkeit, die noch für den Henker ein thränenfeuchtes Auge hat. Also ein Brief, mein lieber Freund! Denken Sie, daß ich auf diesen Brief hoffe! Sie haben mir schon viele „Unarten“ verziehen, verzeihen Sie auch dieses verspätete Schreiben, mit dem neuesten und frischesten Ausdruck der Freundschaft und Liebe Ihres Bruders Gilm.

. Linz, den 31. Jänner 1857.

L. F.! Vor geraumer Zeit haben Sie mich vor ganz Europa aufgerufen und meine Georgine mitten in

die bairischen Hochgebirge gepflanzt.* Gestatten Sie, daß ich auf diesen Ruf ein herzhaftes „Hier“ entgegne. Ja, hier in der Metropole Oberösterreichs haben sie mich eingebettet, ganz wie es der selige Bruder Lentner prophezeite, mit dem Degen und dem Dreispitz. Ich bin Statthalterei-Präsidential-Sekretär mit 1400 fl. C.-M. Gehalt. Mein Titel ist lang und tönend wie ein Alexandriner, und der Gehalt reicht eben aus für einen ledigen Burschen, der ohne Weib und Kind das letzte Lied tief unten im Bierkrug sucht und nicht finden kann. Meine Stellung, Ansehen und Einfluß lassen nichts zu wünschen übrig. Der Beamte prosperirt wie wilder Kohl, und der Poet ist noch immer ungedruckt und unbekannt. Damit

* Ich hatte nämlich am 13. November 1856 in der Allgemeinen Zeitung einen „Nachruf an die heurige Sommerfrische im bairischen Hochland“ erscheinen lassen, dessen Anfang also lautete:

„Das Rosenmärchen ist erzählt,
Und honigsatt hat sich die Biene
Das Bett zum Schlummer schon gewählt.

So sang einst ein Tiroler Dichter, Hermann von Gilm, von dem wir vormals sehr viel, seit langen Jahren gar nichts mehr gehört, und diese schönen Worte mögen sinnig eine kleine Sommerfrischplauderei einleiten, die jetzt nach dem Schluß der Weinlese, wo der erste Schnee schon am Himmel hängt, fast zu spät in die Welt tritt.“

Es war während seines Aufenthaltes zu Linz, daß diese Nummer der Allgemeinen Zeitung unserm Gilm vor die Augen trat. Er schrieb darüber am 17. Dezember 1856 einem Freund in Innsbruck: Ich kam spät ins Kaffeehaus, ließ mir ein Glas Punsch geben und wollte grüßeln. Da brachte der Marqueur die Allge-

sei nicht gesagt, daß ich ein Anderer geworden bin. Ich bin ganz der alte Gilm geblieben. Ich werde Sie einmal bitten, meine Lieder in die Welt zu führen. Die Wasser sind noch nicht ganz verlaufen. Bei Ihnen mag das anders sein. Im neu umgeackerten Oesterreich ist der Boden noch nicht geeignet für die Gartenkultur der Lyrik.

Ich sah Sie das letztemal in Brixen, wo Sie mein Schlaffkamerad waren. Ich war von Bruneck herübergekommen. Dort ist nun mein Bruder Bezirksvorsteher und meine Schwester Aebtissin des Ursulinerklosters. Im Jahre 1847 wurde ich nach Wien als Hofkanzleipraktikant gerufen und blieb dort bis zum Mai 1854, wo ich zum Statthaltereisekretär in Linz ernannt wurde. Ich hatte das Glück, vor den Augen Seiner Excellenz unsers H. Statthalters Freiherrn v. Bach Gnade zu finden und von ihm zum Vorstand des Präsidial-Bureaus er-

meine Zeitung, die wegen des schlechten Weges erst spät Abends gekommen war, und mein erster Blick fällt auf die ersten drei Zeilen meiner Georgine.

Da heißt es weiter: „So sang einst ein Tiroler Dichter, Hermann von Gilm, von dem wir vormalß sehr viel, seit langen Jahren gar nichts mehr gehört.“ Der Artikel ist von L. Steub, dem Dichter der Drei Sommer in Tirol. Das hat mich verflucht ernsthaft gemacht, und fast möchte ich die gestrigen Spässe beueuen. Es fällt mir immer das Ende der Georgine ein:

Und spät wie dir, du feurgelbe,
Stahl sich die Liebe mir ins Herz;
Ob spät, ob früh, es ist dasselbe
Entzücken und derselbe Schmerz.

nannt zu werden. Als solcher bin ich ganz unabhängig. Damit haben Sie die äußern Züge meiner Erlebnisse. Tiefer kann ich nicht graben; ich hätte nicht Raum für all den Schutt. Wenn Sie aber Lieder wollen, so stehe ich zu Befehl. Und somit drücke ich Ihnen im Geiste auf das Wärmste die Hand und versichere Sie meiner aufrichtigsten Verehrung.

Vinz, 7. Dezember 1857.

L. F.! Ich sende Ihnen einliegend neun Nummern der Vinzer Zeitung, in denen sich meine „Letzten Blätter“ befinden. Die viele Nachsicht, die Sie meinen ersten lyrischen Erzeugnissen in Tirol schenkten, die Liebe, die Sie für mein Vaterland haben, dem Sie, dem sommerarmen, drei schöne Sommer schenkten, und die persönliche Verehrung, die ich gegen Sie hege, geben mir den Muth, offen gegen Sie zu sein. Ich wünsche aus ganz persönlichen Gründen diese meine neuesten Lieder öffentlich besprochen zu haben. Es würde mir dadurch ein unendlicher Dienst geleistet; die Leute sind einmal so. Sie wissen, ich bin und war nie ein Freund des Schellengelingels. Aber jetzt würde es mich sehr glücklich machen. Die Menschen haben nur das den Muth hübsch zu finden, was man ihnen als hübsch oktroiirt. Ihrer gewandten Feder wäre es etwas leichtes, an neue österreichische Lyrik anknüpfend, einige Worte über diese Gedichte zu sagen, und was Ihnen gefällt zu excerpiren. Ich gäbe dann diese „Letzten Blätter“ mit dreißig früheren kleinen Gedichten als ein selbständiges Büchlein heraus.

Dies ist der Dienst, den ich von dem Mitarbeiter der Allgemeinen Zeitung für die tiroler Poesie und einen verbannten tiroler Poeten erbitte.

Wenn die Lieder nicht für mich sprechen, so werfen Sie Brief und Lieder in den Papierkorb.“

Meine Antwort, die hier folgt, mag zeigen, daß wenigstens ich den Sänger nicht verhätschelt habe.

„München, den 13. Dezember 57.

L. F.! Ihre freundliche Sendung habe ich erhalten und Ihr Begehren in Erwägung gezogen — aber es geht nicht. Wie kommen Sie überhaupt an mich? Haben Sie je gelesen oder gehört, daß ich mich als altbaierischer Kritiker an der deutschen Poesie vergriffen? Thatsache ist es allerdings, daß ich vor einem halben Menschenalter ein paar schüchterne Versuche machte und einige „Besprechungen“ schrieb, allein das Zutrauen wuchs so schnell, daß mein Bücherbrett von Freiemplaren zu brechen drohte, worauf ich mich denn gerne wieder in mein unkritisches Privatleben zurückzog. Wer da nur mal Einem als Herold voranschalmeit, den betrachtet das Dichtervölklein gar zu gerne als ständigen Lohnröfler, dessen verfluchte Schuldigkeit es sei, jeden „Strebenden“ auf den deutschen Parnas hinaufzukulthiren. Wer aber alle lobt, wird bald von allen — und von sich selbst — mißachtet, wer gewissenhaft kritisiren will (wenn er's kann, was bei mir doch nicht der Fall), der hat bald eben so viel Feinde als „Angezeigte.“

An Sie aber möchte ich die ernste Frage richten,

warum haben Sie denn Ihre Gedichte nie herausgegeben? * Das scheint mir ein Versäumniß, das jetzt durch ein nachträgliches Festgeläute in der Allgemeinen Zeitung nicht hereingebracht werden kann. Ueberdies meine ich, der Gedanke, das zukunftsvolle Moseskind aus dem Niedgras eines obskuren Provinzialblattes herauszuheben und es von der Kanzel der Allgemeinen Zeitung herab als Propheten der Propheten zu präkonisiren — dies aber müßte geschehen, um die mirakelhafte Auffindung nur halbwegs zu motiviren — dieser Gedanke, meine ich, würde in der Ausführung einen Hautgout der Kameraderie annehmen, der uns beiden beschwerlich werden dürfte. Freilich glauben Sie, es könnten diese Lieder mit einem österreichisch-lyrischen Kohlrübengericht als pikante „Aufilage“ gereicht werden, aber, lieber Freund, Sie wissen nicht, wie wenig Zeit mir für österreichische Lyrik überbleibt.

Mein Rath ist nun aber fürwahr, übergeben Sie Ihre Gedichte der Deffentlichkeit. Gehen Sie denselben Weg, den schon viele tausend andere gegangen! Die deutsche Kritik wird dann den Werth Ihres Sanges schon herausfinden. Auch die Aufmerksamkeit der Allgemeinen Zeitung ist für hervorragende Erscheinungen nicht schwer zu erregen.

Daß mir Ihre Lieder gefallen, brauche ich Ihnen

* Diese Frage beantwortet sich wohl dahin, daß Gilm's Gedichte im Vormärz sicherlich nur zum kleinsten Theile durch die Censur gekommen wären und daß ihm als k. k. Praktikanten auch niemand rathen konnte, sie im Auslande drucken zu lassen.

nicht zu sagen; Sie wissen das schon. Ich finde sie fein, geistreich, gut gedacht und künstlerisch geformt, aber doch wollte mir beim Lesen, wenn ich Ihrer Person gedachte, fast ein leises trop tard über die Lippen schlüpfen. Kann denn das arme Herz auch in seinem fünften Dezennium noch keine Ruhe finden? Immer noch wie vor fünfzehn Jahren. zur Zeit der „Georgine“ — obgleich es dort schon etwas spät schien — diese melancholischen Variationen auf der G-Saite der Liebe oder praktisch ausgedrückt: immer noch diese schwermüthigen Schnaderhüpfeln an spröde Backfischlein, die sich nicht fangen lassen wollen? — Noch einmal kommt mir die Frage, warum haben Sie so lange geschwiegen? Warum sind Sie nicht herausgetreten, als Geibel und andere ihre dichterische Karriere begannen? oder noch am Anfang dieses Dezenniums? Die elegische, der öffentlichen Dinge überdrüssige Stimmung der Nation war in jenen Jahren der Lyrik wieder ziemlich zugeneigt. Jetzt sind wir, meine ich, schon wieder zu politisch geworden. u. s. w.“

IV.

Innsbruck. Der Kaplan Sebastian Ruf.

Ende September war ich wieder in Innsbruck. Dr. Schuler zeigte sich abermals sehr freundlich. Ich saß viele stille Stunden in seinem Archive und schrieb viele hundert Hof- und Ortsnamen aus den alten Steuerregistern zusammen. Dabei sah ich leider bald, daß ich in meinem